

Die Wormser Ortssprache in Einzelaspekten

Alfred Lameli

= (2005): Die Ortssprache von Worms in Einzelaspekten. In: Geschichte der Stadt Worms. Hrsg. im Auftrag der Stadt Worms von Gerold Bönnen. Stuttgart: Theiss. S. 651-664, 943 f.

1. Rheinfranken und Worms

Eine Beschreibung der Wormser Ortssprache ist notwendigerweise an die sprachlichen Bedingungen und Entwicklungen derjenigen Sprachlandschaft gebunden, die der Sprachwissenschaftler als das Westmitteldeutsche bezeichnet. Dieser sprachgeographische Großverband umfasst grob die Gebiete des heutigen Rheinland-Pfalz und des Saarlandes sowie weite Teile Hessens und die nördlichen Ausläufer Baden-Württembergs. Das Westmitteldeutsche lässt sich seinerseits in zwei größere Sprachlandschaften gliedern. Sein nordwestliches Gebiet um Luxemburg, Trier, Koblenz, Westerwald und Eifel ist Teil des Moselfränkischen. Das südöstliche, rheinfränkische Gebiet zieht sich kreisförmig um die Städte Mainz, Aschaffenburg, Sinsheim, Karlsruhe, Pirmasens und Kreuznach. Ihm zugrunde liegen die alten Verwaltungsdistrikte Rheinhessen, Pfalz, Kurpfalz, Starkenburg und Nordbaden. Sprachlich lässt sich dieses rheinfränkische Areal mit Hilfe verschiedener Lautgrenzen bestimmen. Eine besondere Bedeutung erlangt dabei die so genannte *dat/das*-Linie, welche die westmitteldeutsche Binnengrenze zum Moselfränkischen bildet: Während das hochsprachliche *das* in den moselfränkischen Dialekten mit einem auslautenden *-t* als *dat* repräsentiert ist, ist in

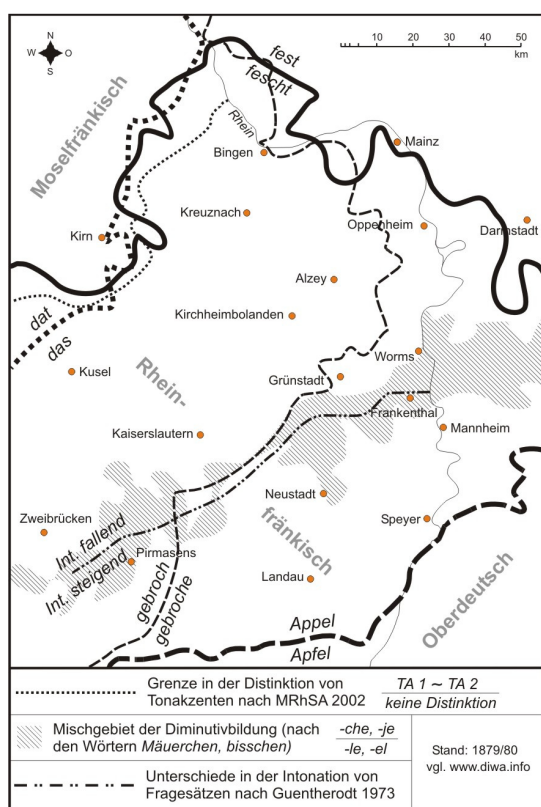


Abb.1 Strukturgrenzen und -räume im westlichen Rheinfranken

den Dialekten des Rheinfränkischen hochsprachekonformes *-s* vorzufinden. Näherungsweise parallel zur *dat/das*-Isoglosse verlaufen mindestens abschnittsweise die *fest/fescht*-Linie sowie die Grenze zur Distinktion von Tonakzenten (vgl. Abb. 1): Kennt das Moselfränkische Unterschiede in der Wortbedeutung in Abhängigkeit vom Tonhöhenverlauf auf der Wortakzentsilbe, so ist diese Unterscheidung im jenseitigen Rheinfranken unbekannt. Südlich steht das Rheinfränkische dem Oberdeutschen gegenüber. Erstes Indiz einer Abgrenzung ist die Repräsentation des hochsprachlichen Wortes *Apfel* als rheinfränkisches *Appel* und oberdeutsches *Apfel*. Zugleich handelt es sich bei der gesamten Region um eine Landschaft, an der sich sprachhistorische Entwicklungen aufzeigen lassen. Dies wird deutlich, wenn man sich vergegenwärtigt, dass die zuvor erwähnten Grenzverläufe den Ablauf der so genannten Hochdeutschen Lautverschiebung widerspiegeln, die sich um ca. 600–800 n.Chr. von Süden nach Norden vollzogen hat. Die sprachhistorisch jüngeren Formen sind *das* und *Appel*, wohingegen die älteren, auf germanischer

Basis beruhenden Formen in *dat* und *Appel* zu sehen sind. Dieses einschneidende Sprachwandelphänomen ist also für die Trennung der deutschen Volkssprachen von den übrigen germanischen Sprachen sowie gleichzeitig für die Abspaltung mitteldeutscher und oberdeutscher Dialekte verantwortlich. Das Areal verweist somit auf den Verlauf historischer

Entwicklungen und markiert aus nördlicher Richtung den Übergang vom Moselfränkischen zum oberdeutschen Dialektverband. Insofern visualisiert Abb. 1 auch die räumliche Kontinuität in der Alternation sprachlicher Phänomene und damit die kontinuierliche Anbindung einzelner linguistischer Kernräume. Dieses Raumkontinuum wird meist erst sekundär durch den Sprachwissenschaftler mittels Summierung einzelner sprachlicher Merkmale in einer dialektgeographischen Definition aufgelöst.

Eine wichtige Binnendifferenzierung der rheinfränkischen Dialekte ermöglicht der ab dem Rhein östlich verlaufende Teil der *fest/fescht*-Linie, der auf hessischem Gebiet die nord- und südrheinfränkischen Dialekte trennt. Der hier interessierende südrheinfränkische Raum ist insbesondere an die Gebiete der Pfalz einschließlich Kurpfalz und Rheinhessens gebunden, die ihrerseits wiederum als eigenständige und teilweise binnendifferenzierbare Dialekträume begriffen werden können. Die Lage der Stadt Worms am südlichen Rand Rheinhessens in unmittelbarer Nähe der Pfalz und somit im unmittelbaren Spannungsgefüge zweier sprachlicher Kernräume ist es v.a., welche die Stadt aus sprachwissenschaftlicher Sicht interessant erscheinen lässt. Eine weitere Besonderheit ist die Lage an alten Verkehrswegen, namentlich am Rhein. Der Rhein als Verkehrsweg hat über viele Jahrhunderte zur Verbreitung sprachlicher Merkmale beigetragen, weshalb es heute mit Blick in die einschlägige Literatur (vgl. MRhSA 1994–2002) nicht verwundern kann, dass in den beiden – ehemaligen – ‚Rheinzentren‘ Mainz und Worms oftmals identische oder ähnliche Varianten vorzufinden sind, auch wenn das jeweilige Umland andere Phänomene aufweist. Eine ähnliche Bedeutung kommt offensichtlich der alten Römerstraße von Mainz und Worms über Kaiserslautern und Saarbrücken nach Metz zu, die ebenfalls mit der Ausbreitung sprachlicher Phänomene in Verbindung gebracht wurde (vgl. Christmann 1931, S. 58–63, besonders S. 59, Abb. 16). Drittens ist die Stadt aufgrund ihrer historischen Bedeutung von Interesse, die zu sprachlichen Neuerungen v.a. auf lexikalischem Gebiet geführt hat. Erinnert sei lediglich an die Bedeutung der jüdischen Gemeinde – aus der immerhin das älteste datierbare jüdische Sprachdenkmal in deutscher Sprache hervorgegangen ist („Wormser Machsor“, 1272/73) –, die Ansiedlung von Hugenotten oder die Zeit der französischen Verwaltungen. Ein vierter, wissenschaftspraktischer Grund ist darin zu sehen, dass Worms seit 1879/80 Untersuchungsort mehrerer sprachwissenschaftlicher Großprojekte wurde. Damit wird unter weiterer Berücksichtigung des näheren und fernerer Umlandes nicht nur ein sprachgeographischer, sondern auch ein sprachhistorischer Vergleich unterschiedlicher Forschungserträge möglich. Es ist hier allerdings nicht der Raum gegeben, umfassenden Einblick in das dialektale System zu gewähren. Die nachfolgenden Ausführungen konzentrieren sich daher notwendigerweise auf die Skizzierung ausgewählter Einzelaspekte.¹ Bevor allerdings eine Beschreibung erfolgen kann, ist zunächst nach der prinzipiellen Eigenart von Ortssprachen zu fragen.

2. Charakterisierung ortstypischer Dialektrepertoires

Das dialektale Repertoire eines Ortes lässt sich gemeinhin nur über den Vergleich seiner Sprachvarianten (Laute, Wörter etc.) mit den Sprachvarianten des überdachenden Dialektgebietes bestimmen. Insgesamt können dabei nur wenige Phänomene ortstypischen Status beanspruchen, das Gros der Varianten ist innerhalb eines Sprachareals per definitionem annähernd deckungsgleich. Dennoch weisen die Ortschaften einer Landschaft immer auch solche Varianten auf, die dem typischen Charakter des definierten Sprachgebietes nicht entsprechen. Untereinander unterscheiden sich die Ortschaften ebenfalls, so dass die dialektale Charakteristik einer Ortschaft zumeist nicht in der Exklusivität einzelner, sondern vielmehr in der exklusiven Kombination mehrerer sprachlicher Merkmale zu sehen ist.

¹ Zur weiteren Vertiefung seien dem interessierten Leser die Werke von Bescher 1933, Friebertshäuser 1987, Maurer/Szogs 1932 und Post 1992 anempfohlen.

Zudem konstituiert sich die Eigenart einer Ortssprache über die Einstellungen und Ansichten der Sprecher zu bestimmten Sprechweisen (metalinguistische Ebene): Wie sich zeigt, können bestimmte Muster der Sprachverwendung bestimmter Sprachgemeinschaften (z.B. Städte, soziale Gruppen) eindeutige Bewertungstendenzen im Sprecherbewusstsein auslösen. So kann es geschehen, dass einzelne sprachliche Varianten in bestimmten Gesprächskonstellationen aufgrund positiver Assoziationen (z.B. hohes Prestige) bevorzugt werden und damit für eine areale Ausbreitung bereit stehen. Umgekehrt können andere Varianten bei Sprechern negative Assoziationen auslösen, weshalb sie vermieden werden. Im Extremfall kann dies zu einer kleinräumigen Existenz dieser Varianten sowie perspektivisch zu ihrem Verschwinden beitragen. Solche sprachsozialen Umstände lassen sich dadurch nachvollziehen, dass im historischen Verlauf sprachliche Merkmale immer wieder von bestimmten Ortschaften ausgehen. Für die Betrachtung der Wormser Ortssprache hat dies zur Folge, dass eine Charakterisierung des Variantenrepertoires notwendigerweise auf die Darstellung klein- und großarealer Besonderheiten angewiesen ist. Die Beschreibungsgrundlage ist hierfür aufgrund der verschiedenen Großprojekte v.a. auf Laut- und Formenebene (Phonetik/Phonologie vs. Morphologie) sowie Wortebene (Lexik) relativ günstig. Damit ist der allgemeine Rahmen der nachfolgenden Ausführungen vorgegeben. Weit weniger intensiv ist bislang – wie in den größten Teilen des deutschen Sprachraumes – die Satzebene (Syntax) erforscht. Umfassende metasprachliche Daten liegen derzeit nicht vor.

3. Die Ortssprache von Worms: ausgewählte Phänomene

Bei der Annäherung an die Ortssprache stehen solche Phänomene im Fokus, die zum einen die besondere Stellung des Wormser Dialektes im Rahmen der rheinfränkischen Regionalsprache ausweisen, zum anderen Symptom der grundsätzlichen Veränderlichkeit des Dialektes sind und damit Rückschlüsse auf seine Genese erlauben. Da beide Aspekte in enger Verbindung stehen, werden sie gemeinsam behandelt. In der Betrachtung sollen Besonderheiten des Laut-, Formen- und Wortinventars kurz skizziert werden. Zum besseren Verständnis historischer und regionaler Bedingungen wird in den einzelnen Kapiteln jeweils ein Phänomen sprachlicher Auffälligkeit ausführlicher präsentiert.

3.1 Lautebene

3.1.1 Lautinventar

Die lautliche Dimension prägt die Dialekte in besonderem Maße, weshalb sie häufig zur Bestimmung von größeren Dialektarealen herangezogen wird. Bei der ersten Annäherung an den Untersuchungsgegenstand wurde dies bereits deutlich. Zugleich bilden lautliche Eigenschaften einschließlich der Intonation denjenigen sprachlichen Teilbereich, der von Sprechern am wenigsten zu kontrollieren ist und bei intendierter Hochsprache – nachfolgend ‚Standardsprache‘ genannt – die meisten dialektalen Interferenzen aufweist. Hinsichtlich des Wormser Dialektes zeigt sich eine große Ähnlichkeit mit dem Lautinventar der Standardsprache. Dennoch sind Unterschiede festzustellen. V.a. im Hinblick auf die systemische Distribution der einzelnen Laute bestehen teilweise erhebliche Unterschiede zur Standardsprache. Das soll heißen, dass eine Vielzahl der dialektalen Laute artikulatorisch mit der Standardsprache übereinstimmt, allein die Verteilung der Laute innerhalb der Lautsysteme ist in manchen Fällen eine andere. Ein Beispiel aus dem Vokalismus mag dies verdeutlichen: Um 1200 finden wir im Mittelhochdeutschen die Phoneme *ei* (*stein*) und *î* (*mîn*), die im Neuhochdeutschen zu *ai* (*Stein, mein*) zusammengefallen sind. Die Dialektsprecher unterscheiden jedoch noch immer die beiden Phoneme, wenngleich in anderer Weise: Mittelhochdeutsches *ei* wird als dialektales *ä* realisiert: *Stää* (*Stein*), mittelhochdeutsches *î*

dagegen als dialektales *ai* oder *oi* (*mai*, *moi*).² Die dialektalen Laute sind in beiden Fällen auch der Standardsprache bekannt, jedoch in gänzlich verschiedenen Kontexten. Die standardsprachlichen Wörter *Bär* (mhd. *bër*) und *neu* (mhd. *niuwe*) belegen dies. Was hier also vorliegt, ist die artikulatorische, d.h. phonetische Nähe zur Standardsprache bei gleichzeitiger sprachsystemischer, d.h. phonologischer Unterschiedlichkeit.

Soweit beispielhaft zur grundsätzlichen artikulatorischen Übereinstimmung. Was die artikulatorischen Unterschiede anbelangt, so ist etwa das vollständige Fehlen der standardsprachlichen vorderen Vokale mit Lippenrundung *ü* (*Kümmel* vs. *Kimmel*, *Bürste* vs. *Bärscht*) und *ö* (*zwölf* vs. *zwelf*) markant, ein Phänomen, das für den gesamten rheinfränkischen Sprachraum zu belegen ist. Unter den im Mundraum weiter hinten artikulierten Vokalen fällt v.a. der Laut *a* auf, dessen Artikulation in den einschlägigen Werken im gesamten süddeutschen Raum besonders vor *n* zumeist als ‚dumpf‘ charakterisiert wird,³ was auf eine tendentielle Rückverlagerung der Artikulationsstelle bei gleichzeitiger geringfügiger Schließung des Kiefers zurückzuführen ist. Kleinräumiger, weil auf den mitteldeutschen Raum beschränkt, ist das Phänomen der Vorverlagerung und ansatzweisen Aufhebung der Lippenrundung bei langem *u* oder *o* (Zentralisierung). Ebenfalls typisch ist eine deutliche Tendenz zur Nasalierung (ⁿ) von Vokalen in lautlicher Nachbarschaft zu historischem *m* oder *n* (*Waiⁿ*, *Woiⁿ* vs. *Wein*, *aⁿfengt* vs. *anfängt*). Unter den Konsonanten ist seit Beginn des 20. Jahrhunderts v.a. das Fehlen von *ç* (westgermanisch *χ*) zu erwähnen (*ich*), das sich dialektal durch *sch* (*isch*) ersetzt findet sowie alternativ durch einen koronalen Laut *c* (*ic*), der als Zwischenlaut zwischen *sch* und *ch* zu beschreiben ist (vgl. Herrgen 1986). Für die Standardsprache untypische Laute finden sich auch im Falle der so genannten *g*-Spirantisierung. Nach den vorderen Vokalen (z.B. *i*, *ü*) ist standardsprachliches *g* als *sch* oder *c* realisiert, nach den hinteren Vokalen (z.B. *u*, *o*) als ach-Laut: *Siesch* (*Sieg*) vs. *genuuch* (*genug*). Steht *g* zwischen zwei Vokalen, dann sind die *g*-Entsprechungen stimmhaft realisiert (*bie.schen*⁴ vs. *biegen*, *Waache* vs. *Wagen*).

3.1.2 Historische Entwicklungen und geographische Einordnung

Das Lautinventar des Wormser Dialektes ist seit dem 19. Jahrhundert sehr gut dokumentiert. Eine erste wissenschaftliche Bearbeitung liegt mit den Erhebungen Georg Wenkers zum „Sprachatlas des deutschen Reichs“ vor. Der Marburger Sprachwissenschaftler ließ 1879/80 einen Fragebogen mit 40 standardsprachlichen Sätzen in den Wormser Dialekt übertragen (z.B. Satz 1: *Im Winter fliegen die trockenen Blätter in der Luft herum*). Damit existiert heute ein diachroner, d.h. zeitlich zurückliegender Referenzpunkt dialektaler Ausprägung, der zur Interpretation sprachlicher Veränderung in Worms während der vergangenen ca. 125 Jahre geeignet ist. Zugleich ist aufgrund des von Wenker kleinmaschig konzipierten Erhebungsnetzes, das sich auf über 45.000 Orte erstreckt, ein arealer Vergleich der in Worms erhobenen Daten mit den Daten der heutigen Vororte sowie weiterer Ortschaften und damit eine Einordnung in die umgebenden Dialektlandschaften möglich (vgl. DiWA 2001 ff.). An neueren Untersuchungen sind v.a. die Arbeiten im Rahmen des Mittelrheinischen Sprachatlases (MRhSA; 1994–2002) zu nennen. Im Jahre 1985 wurden in diesem Zusammenhang zwei 1904 und 1912 geborene Wormserinnen interviewt, deren dialektale Kompetenz stellvertretend für die Ortssprache in das Atlaswerk eingegangen ist.⁵

² Zur Unterscheidung von *mei* und *moi* sowie zur Nasalierung siehe unten.

³ Vgl. z.B. Maurer/Szogs 1932, S. 113: „Vor Nasal wird kurzes a in vielen Dörfern zu å verdumpft“.

⁴ Der Punkt kennzeichnet die Silbengrenze.

⁵ Die Unterlagen beider Erhebungen sind im Forschungsinstitut für deutsche Sprache „Deutscher Sprachatlas“ in Marburg archiviert.

Eine erste Auffälligkeit in der Diachronie ist – wie zu erwarten – die Annäherung des Dialektes an die Standardsprache. Belege im Wenkerbogen des ausgehenden 19. Jahrhunderts wie *Milich* (*Milch*), *schneige* (*schneien*), *genunk* (*genug*), *heger* (*höher*) haben inzwischen nurmehr sprachhistorischen Rang und sind bei den heutigen Dialektsprechern nach Ausweis des MRhSA-Fragebuchs eher als *Milsch*, *schneie*, *genuuch*, *heea* wahrzunehmen. Dass jedoch eine solche Annäherung an die seit den 20er Jahren des vergangenen Jahrhunderts vornehmlich tonmedial vermittelte Standardsprache keine Ausschließlichkeit beanspruchen kann, haben die Herausgeber des MRhSA an verschiedenen Beispielen verdeutlicht (vgl. Bd. 5, S. IX f.), die Belege für eine jüngere sprachliche Entwicklungen entgegen der Standardsprache sind. Aufschlussreich ist im vorliegenden Fall die diachron verschiedene Realisation des auf mittelhochdeutsch *î* zurückzuführenden standardsprachlichen Doppellauts *ai* vor *n* (*mein*, *Wein*), dessen Rekonstruktion hier für das Wort *Wein* beispielhaft vorgeführt werden soll. Während der MRhSA in Worms mit *Woi* den gegenwärtigen Lautstand markiert (Fragebuch, S. 73, S. 23), weist das Werk des 19. Jahrhunderts standardsprachekonformes bzw. partiell nasaliertes *Wei* – zu sprechen als *Wai⁽ⁿ⁾* – auf (Fragebogen Wenker, Satz 16).⁶ Im Umland der Stadt Worms ist *woi* zwar im Wenker-Atlas vereinzelt – wenn auch selten – belegt, im Wormser Fragebogen sowie auch in nahezu dem gesamten süddeutschen Raum ist diese Realisation jedoch nicht erfasst.⁷ Was allerdings nachweisbar ist, ist eine generelle Evidenz für eine diachrone Ausbreitung des Diphthongs *oi* im 20. Jahrhundert: In seiner Synopse der Forschung bis zur Mitte des 20. Jahrhunderts verweist Wiesinger noch auf ein „in der mittleren Vorderpfalz und einem anschließenden rechtsrheinischen Gebiet“ angesiedeltes einzelnes *oi*-Gebiet (Wiesinger 1970, S. 115, S. 119).⁸ In den Erhebungen des MRhSA gegen Ende des Jahrhunderts dominiert schließlich *oi* in weiten Teilen des rheinfränkischen Raumes (Bd. 2, Karte 100). Auf den ersten Blick scheint also ausgerechnet das südpfälzische Reliktgebiet den Ausschlag für die Verbreitung der rezenten Form gegeben zu haben. Bei genauerer Betrachtung ist jedoch ein anderer Sachverhalt als ursächlich anzunehmen, nämlich die Ausbreitung der Vokalnasalierung.

Stellen wir das Problem der *oi*-Ausbreitung für kurze Zeit zurück und vergegenwärtigen wir uns die Bedingungen der Vokalnalisierung. Grundsätzlich unterliegen fast alle gesprochenen Vokale in unmittelbarer Nachbarschaft zu nasalen Konsonanten (*n*, *m*) einer leichten Nasalierung. Artikulatorisch wird hier zur Produktion der Konsonanten der Nasenraum durch Absenkung des Gaumensegels (Velum) als Resonanzraum in die Lautproduktion einbezogen. Da bei der Artikulation der Vokale das Velum bereits ansatzweise gesenkt bzw. noch nicht vollständig gehoben ist, erhält der Nasal eine geringfügige, normalerweise kaum wahrnehmbare nasale Färbung. Anders dagegen in weiten Teilen des rheinfränkischen Dialektverbandes, wo Nasalierung als deutlich wahrnehmbares Lautmerkmal produziert wird. Wie Thinnes verdeutlicht, kann der Schwund eines Nasalkonsonanten in besonderem Maße die Nasalität des voranstehenden Vokals beeinträchtigen: „Der Schwund des N [= des Nasals; AL] macht die Übertragung des Signals ‚Nasalität‘ auf den Vokal notwendig“ (Thinnes 1981, S. 45). Es verwundert demgemäß nicht, dass der Wenkerbogen für Worms die Form *Weiⁿ* und nicht **Wei⁽ⁿ⁾n* belegt.

Kommen wir zurück zur Ausbreitung der jüngeren *oi*-Formen. Wie die Karte *Wein* des Wenker-Atlases ausweist, verläuft quer durch Rheinfranken – in weiten Teilen parallel zur *dat/das*-Linie in Abb. 1 – eine Grenze, die ein nordwestliches, bis an das Ende eines Übergangsbereiches zum Moselfränkischen reichendes Areal mit erhaltenem Nasal *-n* von einem südöstlichen Areal mit geschwundenem *-n* trennt, das den gesamten süddeutschen Raum

⁶ Vgl. auch *mei* in Satz 19 sowie das Syntagma *uff mei'm Disch* in Satz 32.

⁷ Vgl. Schirmunski 1962, S. 214. Damit ist auch auszuschließen, dass der Lehrer beim Ausfüllen des Bogens dem Einfluss der Schriftsprache aufsaß.

⁸ Vgl. zur sprachlichen Besonderheit dieses südpfälzischen Areals Christmann 1931 sowie MRhSA 2002, S. IX.

exklusive des Alemannischen umfasst. Bezeichnenderweise findet sich exakt ab dieser Grenze in westlicher Richtung weit über den Rhein hinaus nahezu flächendeckend der Hinweis auf die Nasalierung des Diphthongs, wohingegen östlich überhaupt keine Nasalierungen notiert sind. An dieser Stelle ist eine zweite Besonderheit zu berücksichtigen, auf die bereits Christmann im Jahre 1927 bei der Untersuchung eines rheinfränkischen Ortes hingewiesen hat: Es besteht bei den Vokalen die Tendenz, „im Falle der Nasalierung [...] eine geschlossene Qualität“ anzunehmen (Christmann 1927, S. 41). Geschlossenerer Qualität bedeutet im Falle von *ai* eine Annäherung an *oi*, die im Laufe des 20. Jahrhunderts offensichtlich verstärkt wurde. In akustischen Analysen lässt sich dies durch eine Frequenzveränderung im Sprachsignal belegen (Neppert 1999, S. 153). Die Entwicklung der ersten Diphthongkomponente *a* in Richtung *o* ist allerdings nicht zuletzt deshalb möglich, weil *a* vor Nasallaut in den zur Diskussion stehenden Gebieten generell eine leichte *o*-Qualität annimmt, was in der frühen Forschung mit der weiter oben erwähnten ‚Verdumpfung‘ quitiert wurde. Überhaupt besteht eine Affinität von *a* zu *o*, die Maurer folgendermaßen beschreibt: „Altes *ā* wird in ganz Rheinhessen zu *ō* verändert, z.B. in Fr̄ijohr (Frühjahr), Owend (Abend), Schbröch (Sprache).“ Weiter schreibt Maurer: „Dieser Wandel ist auch zu erkennen in Fällen, in denen der Vokal später gekürzt wurde: losse (lassen), Nochber (Nachbar). Das in offener Silbe gelängte, mhd. noch kurze *ä* erleidet z.T. das gleiche Schicksal wie ursprüngliches *ā*“ (Maurer/Szogs 1932, S. 113). Was die Belege im südpfälzischen Areal anbelangt, so sind diese als parallele Entwicklungstendenzen zu werten, die unabhängig bzw. zeitlich versetzt zur flächendeckenden Veränderung in den Dialekten des übrigen Rheinfränkischen zu Beginn des 20. Jahrhunderts vonstatten gingen. Zu vermuten steht allerdings, dass in den Sprechlagen oberhalb der Dialekte (so genannte ‚Umgangssprache‘) diese Entwicklung bereits im 19. Jahrhundert eingesetzt hat und dann sukzessive in die Basisdialekte übergegangen ist, wie es die sprachlichen Daten der Wormser Informantinnen des MRhSA am Beispiel *moi*⁹ und *Woi*⁹ ausweisen.

Dieses Beispiel verweist auf die Komplexität sprachlicher Veränderung. Was hier beschrieben wurde, ist eine Veränderung, die primär artikulatorisch bedingt ist. Dagegen sind eine Reihe sprachlicher Auffälligkeiten auf sprachsystemische Motive zurückzuführen, wie noch zu zeigen sein wird. Bemerkenswert ist an dem Beispiel weiterhin die historische Entwicklung entgegen der Standardsprache. Gerade während des 20. Jahrhunderts, v.a. nach Einsetzen der tonmedial vermittelten Standardsprache über den Rundfunk (vgl. Lameli 2004, S. 110 f.), ist eine Annäherung an die Standardsprache erwartbar. Am Beispiel der Wenker-Belege *gebrennt*, *gekennt* usw., die das Ausbleiben des so genannten Rückumlautes kennzeichnen, lassen sich weitere Gründe aufzeigen, die zum Erhalt dialektaler Varianten beitragen, und zwar auch dann, wenn Dialektsprecher daran gelegen ist, die Standardsprache zu realisieren. Auch hier ist eine kurze Rekonstruktion hilfreich: In der Standardsprache ist bis in die Gegenwart für das Präteritum sowie das Partizip Perfekt bestimmter ehemals germanischer Verbklassen (so genannte ‚langwurzlige jan-Verben‘) der germanische Lautstand prägend, vgl. etwa germanisch *brannida* > althochdeutsch *branta* > neuhochdeutsch *brannte*.⁹ Im Infinitiv sowie in den Präsensformen wurde dagegen altes germanisches *-a* im Stamm aufgrund besonderer lautlicher Umstände zum Althochdeutschen hin in *-e* verändert, vgl. etwa germanisch *brannjan* vs. althochdeutsch *brennen*. In Rheinfranken erfolgte in Analogie zu den bereits auf *-e* umgelauteten Formen des Infinitivs und des Präsens auch für die Präterital- und Partizipialformen eine Umlautung (*gebrennt*), die für die Wormser Gegend grob zwischen das 14. und 16. Jahrhundert datiert wurde (Mottausch 2002, S. 29). Da mit einer solchen Umlautung Ausnahmen des Systems aufgehoben sind, ist die Motivation der Veränderung und damit der Besonderheit der Wormser Ortssprache primär in einer Vereinfachung des

⁹ Es sei hier nur am Rande erwähnt, dass es sich daher beim Rückumlaut nicht um eine Umlautung, sondern um den Erhalt historischer Lautung handelt. Die irrtümliche Bezeichnung stammt von Jacob Grimm und ist heute noch immer allgemein in Gebrauch.

Flexionsparadigmas zu sehen.¹⁰ So ist es auch zu erklären, weshalb sich die von der Standardsprache abweichenden Formen trotz des immensen Einflusses derselben auch zu Beginn des 21. Jahrhunderts halten können. Die standardsprachlichen Formen zu übernehmen, würde für die Sprecher die Einführung einer Ausnahme von der etablierten Regel bedeuten, was letztlich den allgemeinen Vereinfachungstendenzen entgegensteht.

3.2 Formenebene

3.2.1 Formeninventar

Das Formeninventar der Wormser Ortssprache entspricht im Wesentlichen dem allgemeinen rheinfränkischen Bestand (vgl. Mottausch 2001, 2002). Im Falle des Nomens ist im Vergleich mit der Standardsprache auf Unterschiede des grammatischen Geschlechts hinzuweisen: *der Butter* vs. *die Butter*, *die Bach* vs. *der Bach*. Unter den grammatischen Kategorien fällt v.a. der stark eingeschränkte Anwendungsbereich des Genitivs auf. Der genitivus possessivus etwa wird durch die Kombination von Dativ und Possessivpronomen kompensiert: *däm Vater soiⁿ Haus* (*das Haus des Vaters*, mhd. *des vater(s) hûs*). Dennoch ist der Genitiv in Verwendung, z.B. als genitivus partitivus in *Zeiks* (,von dem Zeug‘, *däs Zeiks do* vs. *das Zeug dort*). In diesem Zusammenhang ist auch der so genannte Familiengenitiv zu nennen, mit dem Sprecher auf die Angehörigen einer Familie verweisen und der im Zuge der Explorationen zum MRhSA erhoben wurde (Fragebuch, S. 109). Hier zeigt sich die Präferenz des Genitivs gegenüber dem Dativ. Als Formelemente finden sich *-s* (*ins Anols* vs. *bei Familie Arnold*), *-se* (*ins Tomase* vs. *bei Familie Thomas*), *-e* (*ins Wolfe* vs. *bei Familie Wolf*). Auffällig sind diesbezüglich auch die so genannten Movierungsmorpheme, also die Ableitungen weiblicher Personennamen von männlichen. Auf *Frau Arnold* wird z.B. als (die) *Anoldn* referiert, auf *Frau Wolf* mit (die) *Wolfn*, auf *Frau Becker* mit (die) *Beggern* (Fragebuch, S. 110). Bei den Adjektiven sei als Besonderheit auf die Markierung *-i* bei Feminina verwiesen, wie sie der Wenkerbogen mit „weiß Sääf“ belegt (Satz 32). Historisch liegt hier die adjektivische Markierung der Feminina bei starker Deklination zu Grunde, die sich offensichtlich – wie im Falle von *Seife* – auch in der Verwendung bei mittelhochdeutsch schwachen Feminina durchgesetzt hat (mhd. *wize seife* va. **wiziu seife*). Im Bereich der Verbalflexion ist die Vermeidung des silbenauslautenden Konsonanten (Koda) infiniter Verben typisch (*koch-e* vs. *koch-en*). Leicht abgrenzen lässt sich die Ortssprache vom Umland durch einen Zweiformenplural (*mir kumm-en glei*, *ihr kumm-t glei*, *die kumm-en glei*), der einem pfälzischen Einheitsplural auf *-en* entgegensteht. Ebenfalls ist das Präfix *ge-* zur Partizipialbildung, in Kontrast z.B. zu den Dialekten der westlichen Pfalz, erhalten: *ge-funne* vs. *-funne*. Als Vergangenheitstempus dominiert das Perfekt, dennoch ist in bestimmten Fällen auch das Präteritum in Verwendung, worauf an späterer Stelle einzugehen ist.

3.2.2 Historische Entwicklungen und geographische Einordnung

Eine klare Entwicklungstendenz wird im Vergleich von Wenkerbogen und MRhSA am Beispiel des Partizips Perfekt deutlich. Der Wenkerbogen zeigt die schwache Bildung des Partizips standardsprachlich starker Verben (*gewesst* vs. *gewesen*, Satz 9), wohingegen der MRhSA für das 20. Jahrhundert nur der Standardsprache ähnliches *gewäase* nennt (Fragebuch, S. 54). Annäherung an die Standardsprache zeigt sich auch im Falle der Komparation des Quantors *viel*, der in der Standardsprache wie im Dialekt mit verschiedenen Wörtern unterschiedlicher etymologischer Herkunft gebildet wird (Suppletivbildung): *viel*, *mehr*, *am meisten*. Nach Ausweis des Wenkermaterials lautet der Superlativ der Steigerung *am*

¹⁰ Auch im Neuhochdeutschen ist ein Bestreben zur Vereinfachung des Systems festzustellen, indem der Rückumlaut in wesentlichen Positionen ausgeglichen wurde. Ausgeblieben ist dieser Ausgleich jedoch in den Wörtern auf *-nn-* und *-nd-* (vgl. Paul 1989, S. 257).

mehrschde (Satz 15), wohingegen die Erhebungen des MRhSA auf einen jüngeren Superlativ *am maischde* schließen lassen (S. 9). Auch hier liegt also eine Annäherung an die Standardsprache vor.

Sowohl historische als auch regionale Besonderheiten lassen sich im Bereich der Wortbildung nachvollziehen. In Abb. 1 ist ein auf der Basis der Wörter *Mäuerchen* und *bisschen* im Wenker-Atlas ein Mischgebiet grau schattiert, das Räume unterschiedlicher Bildung der Verkleinerungsformen (Diminutiva) im Singular begrenzt. Sehr deutlich wird hier die besondere Stellung der Wormser Ortssprache in unmittelbarer Nähe zum nördlichen Rand dieses Gebietes. Typisch für die Diminutivbildung in Worms ist eine Form *-che* (*Meierche*, *bis.che*),¹¹ wohingegen die südlicheren Orte *-le* oder *-el* (*Mäuerle*, *bissel*) aufweisen (Wenkerbogen, Satz 36, 31). Als generelle Bildungstypen wären hier auf einer übergeordneten Ebene die Formen *-chen* oder *-lein* anzusetzen. Für das Wort *Stückchen* sind im Wenker-Atlas zudem gedoppelte Diminutive des Typs *Stickelche* zu belegen, und zwar für das gesamte in Abb. 1 dargestellte Areal.¹² Das Mischgebiet ist insofern von Interesse, als es eine strukturell relevante Sprachscheide kennzeichnet, die eine Abgrenzung verschiedener Dialekträume ermöglicht. Es ist daher kein Zufall, dass der Verlauf des Gebietes mit einer Isoglosse der Intonation nahezu deckungsgleich verläuft, die ein Gebiet fallender Intonation im Norden von einem südlichen Gebiet trennt, das durch steigende Intonation sowohl bei Entscheidungs- als auch bei Ergänzungsfragen geprägt ist (Guentherodt 1971, 1973). Weitere Isoglossen sprachlicher Besonderheiten verlaufen partiell identisch, wie etwa die morphologische Unterscheidung von nordwestlichem *gebrosch* vs. südöstlichem *gebrosch-e* (*gebrosch-en*). V.a. ist hier aber auf lexikalischer Ebene die so genannte Odenwaldschanke zu erwähnen, die zahlreiche Unterschiede der Wortverwendung markiert und deren südlicher Ausläufer im hier dargestellten Areal nahezu deckungsgleich mit dem Mischgebiet der Diminutivbildung verläuft (vgl. Mulch 1987, S. 135, Karte 18).

Als weitere morphologische Auffälligkeit verdient für die Region um Worms die formale Kennzeichnung der Vergangenheit eingehendere Aufmerksamkeit, deren sprachgeschichtliche Entwicklung erneut Aufschluss über die Genese des Dialekts erlaubt. Das Deutsche verwendet ein Tempussystem, das zwischen Präteritum und Perfekt unterscheidet. Historisch ist das deutsche Präteritum maßgeblich aus indogermanischem Imperfekt hervorgegangen. Im Laufe der Zeit hat es verschiedene Funktionsweisen übernommen, die ehemals durch das indogermanische Perfekt abgedeckt waren. Bereits in germanischer Zeit ist das Präteritum als dominantes Tempus neben dem Präsens etabliert.¹³ Nach und nach wurden jedoch die Kategorien der verlorenen Tempora (Perfekt, Plusquamperfekt, Futur I, Futur II) durch Umschreibung kompensiert und somit restituiert (Paul 1989, S. 287 f.). In der Folge wurde das Präteritum in verschiedenen Landschaften zurückgedrängt und vom Perfekt abgelöst. In den Dialekten Süddeutschlands sind die Präteritalformen bereits recht früh geschwunden, wohingegen sie sich in Teilen Mitteldeutschlands bei bestimmten Verben bis heute gehalten haben. Nördlich von Mainz verläuft schließlich eine West-Ost-Grenze, die ein norddeutsches Areal abgrenzt, in dem das Präteritum bei sämtlichen Verbklassen vorzufinden ist (vgl. die Karte *kam* in DiWA 2001 ff.).¹⁴ Im Rahmen dieser Süd-Nord-Staffelung in der Verwendung von Präteritalformen ist Worms demgemäß einem Übergangsbereich zuzurechnen. Zwar ist das

¹¹ Im Falle von *bisschen* findet sich in manchen Orten nördlich der dargestellten Linie alternativ die Endung *-je*, die jedoch in Worms für das 19. Jahrhundert nicht belegt ist.

¹² Eingehendere Hinweise auf die Diminutivbildung sind Post 1992, S. 103–107 zu entnehmen.

¹³ Vgl. etwa das Gotische (Braune/Ebbinghaus 1981, S. 106). Futur wird durch Präsens ausgedrückt, vorvergangen Plusquamperfekt durch Präteritum.

¹⁴ Darauf, dass selbst im norddeutschen Areal, wo das Präteritum erhalten geblieben ist, in weiten Teilen eine Dominanz des Perfekts als Erzähltempus festzustellen ist, hat Kettner hingewiesen (Kettner 1978, S. 291). Vgl. hierzu auch Rowley 1983, S. 175.

Perfekt dominierendes Tempus der Vergangenheit bei den Vollverben, jedoch ist das Präteritum bei den Hilfsverben *sein* und *haben* sowie bei verschiedenen Modalverben (z.B. *wollen*, *sollen*, *dürfen*) noch heute verbreitet (z.B. des *wollt* 'ich net, des *war* noch net do). Dennoch sind auch hier Perfektformen als Ersatzbildungen zu beobachten, die allerdings keine temporal-semantische Unterscheidung bedingen.

Die Gründe für den weitgehenden Verlust des Präteritums lassen sich auf germanische Zeit zurückführen. Durch eine im Germanischen einsetzende Betonung der ersten Wortsilbe wird gleichzeitig eine Schwächung der Wortnebenschilben initiiert, die zum allmählichen Verlust auslautender Wortbildungselemente führt. Im Zuge dessen schwindet bis zum Ende des 13. Jahrhunderts bei bestimmten Verbklassen (schwache Verben) im dialektalen Präteritum auslautendes *-e*, das zur Markierung der hoch frequenten 1. und 3. Person dient (ich/er *spielte*). Bemerkenswert ist diese Veränderung insofern, als sie die formale Übereinstimmung der 3. Person Singular Indikativ Aktiv von Präsens und Präteritum bedingt: er *spielt* (Präsens) vs. er *spielt* (Präteritum).¹⁵ Indem also die beiden Tempussysteme partiell zusammenfallen, ergeben sich für die Sprecher kommunikative Probleme, die dazu führen, dass anstelle des synthetisch, d.h. mit speziellen Wortbildungselementen gebildeten Präteritums, das analytisch gebildete Perfekt präferiert wird, zu dessen Bildung die Hilfsverben *haben* und *sein* sowie ein infinites Verb (Partizip Perfekt) notwendig sind (vgl. Schirmunski 1962, S. 488–492). Vereinfachend wirkt zudem die Flexion der Hilfsverben im Präsens (er *hat gespielt*). Da sich im Neuhochdeutschen wie auch in den Dialekten um Worms die einzelnen Tempora der Hilfs- und Modalverben mit Ausnahme von *haben* entweder durch Formen mit Ablaut (z.B. er *will* vs. er *wollte*, er *darf* vs. er *durfte*) oder durch die Verwendung von Suppletivformen (z.B. ich *bin* vs. ich *war*, er *ist* vs. er *war*, wir *sind* vs. wir *waren*) unterscheiden lassen, ist eine weitere Differenzierung von Präsens und Präteritum nicht erforderlich. Ein Sonderfall stellt *haben* dar, bei dem im Neuhochdeutschen präsentisches *hat* präteritalem *hatte* gegenübersteht. Der erwähnte *e*-Schwund hätte hier ebenfalls zur formalen Übereinstimmung führen können. Die Sprecher haben allerdings eine lautliche Unterscheidung vorgenommen, indem sie dem Präteritum *hat* mit apokopiertem *-e* das Präsens *hot* gegenüberstellen und damit die mögliche Deckungsgleichheit auflösen (vgl. auch Post 1992, S. 132, Abb. 22). Damit ist zugleich ausgeschlossen, dass es sich bei den präteritalen Hilfs- und Modalverben um Entlehnungen aus der Schriftsprache handelt, wie sie im Deutschen ebenfalls zu belegen sind (Rowley 1983, S. 165). Vielmehr handelt es sich um ‚echte‘ Reliktformen. Ausgehend von den schwachen Verben hat sich das Perfekt allmählich auch bei den starken Verben als dominante Vergangenheitsmarkierung durchgesetzt, womit sukzessive die Einheitlichkeit des Tempussystems hergestellt wurde. Wie die Wormser Quellen belegen, ist der Ersatz des Präteritums durch das Perfekt für die Vollverben im 16. Jahrhundert nahezu durchgängig vollzogen (Mottausch 2002, S. 66). Dem Präteritum dieser Vollverben kann seither nur noch stilistische Funktion zugeschrieben werden.

3.3 Wortschatz

Eine Erhebung des Wortschatzes von Worms fand im Rahmen der Explorationen zum „Deutschen Wortatlas“ (DWA; 1951–1978) von 1939–42 statt. Für die Ortssprache typische Belege des stark kultur- und landwirtschaftlich geprägten Abfragematerials sind *Gummer* (Gurke), *Atzel* (Elster), *Wutzche* (Ferkel), *Gansert* (männl. Gans), *Gockel*, *Gluck* (Hahn, Henne), *Holler* (Holunder), *Kanickel* (Kaninchen), *Krummbeer* (Kartoffel), *Krott* (Kröte), *Wasserjungfer* (Libelle), *Zwetsche* (Pflaume), *Dippe* (irdener Topf). Aufschlussreich werden solche lexikalischen Elemente, wenn sie im Raum betrachtet werden. Dann zeigt sich etwa,

¹⁵ Vgl. bereits Reis 1898. Mottausch weist darauf hin, dass auch andere Formen zusammengefallen sind. Mottausch 2002, S. 63.

dass der Wormser die Stubenfliege als *Mick* bezeichnet und zugleich auf die Stechmücke mit *Schnook* referiert. Dies steht jedoch komplementär zu den sonstigen Bezeichnungsweisen der Region: „Die Zimmerfliege wird in fast ganz Rheinhessen die Schnök (Schnake) genannt, wofür Starkenburg den Ausdruck Mücke kennt“ (Maurer/Szogs 1932, S. 120). Ebenfalls typisch ist für Worms sowie ganz Rheinhessen und die Pfalz aufgrund der intensiven Kontaktnahme mit fremden Bevölkerungsgruppen der Einfluss des Lateinischen, des Französischen sowie des Jiddischen in seinen romanischen und hebräisch-aramäischen Elementen. Die Entlehnung tritt auch einzelsprachlich zu verschiedenen Zeiten auf, man denke etwa an die verschiedenen Epochen des französischen Einflusses, der sprachlich allerdings nicht immer gleich bedeutsam war und jeweils auf bestimmte Bereiche des Wortschatzes begrenzt ist. Ein kurzer Hinweis auf einzelne Lehnwörter muss hier aus Platzgründen genügen: *Hoschbes* (sonderbarer Mensch) < lat. *hospes*; *Kult, Kolder* (Decke) < lat. *culcitra, culcita*; *Laddwersch* (Zwetschgenmus) < lat. (*e*)*lectuarium*; *Moores* (Benehmen, Respekt) < lat. *mores*; *Persching* (Pflirsich) < lat. *persicus, persica*; *Babberatsch* (Schlamm) < frz. *paperasse*; *Schossee* (Straße) < frz. *chaussée*; *schinant* (verlegen) < frz. *gênant*; *Schees* (Gefährt) < frz. *chaise*; *Waschlavor* (Waschschüssel) < frz. *lavoir*; *Dalles* (Ruin, Krankheit) < jid. *dalles*; *Kafruus* (sonderbarer Mensch) < jid. *chawruse*; *Reibach* (Gewinn) < jid. *rewach*; *Schmuus* (Gerede) < jid. *schemues*; *Zores* (Lärm, Streit) < jid. *zore*.

Aus dem reichhaltigen Material des DWA soll die Bezeichnung für den Kreisel etwas genauer vorgestellt werden, da sie geeignet ist, die Entwicklung und Verbreitung lexikalischer Einheiten aufzuzeigen. Während der DWA zur Benennung des Spielgerätes, das unter Umständen mittels Stock- oder Peitschenschläge in Bewegung gehalten wird, in Worms das Wort *Tänzel* belegt, findet sich im näheren Umland von Worms, v.a. in den heutigen westlichen Stadtteilen die Bezeichnung *Dobbisch*, die nach eigenen sporadischen Befragungen ortsfester Sprecher ebenfalls als Dialektwort anzusehen ist und die mit einer Bezeichnung *Danzdobbisch* in Verbindung steht, die beide Lexeme aufnimmt. Um das sehr eng begrenzte Areal herum finden sich nach allen Seiten Formen des Typs *Tänzer* (*Dänzer, Danzbär, Danzert* usw.), die allerdings in der Westpfalz sowie im Südhessischen durch mit *Dobbisch* verwandten Wörtern abgelöst werden. Da der Informant des DWA angegeben hat, den Bogen von Schülern beantwortet haben zu lassen, die für diesen Beitrag befragten Informanten seit ca. 1940 sozialisiert wurden, ist ein Hinweis gegeben, dass bei den eigentlichen Benutzern des Gerätes, nämlich den Kindern, mindestens in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts mit einer gewissen Variation in der Benennung zu rechnen ist. Bestärkung erhält diese Annahme durch den Eintrag des südhessischen Wörterbuches, das eine Form *Dopp* oder südlich *Doppich* – *-ch* wird hier aktuell als *-sch* zu sprechen sein – synonym zu *Tänzeler* führt (Band I, Spalte 1577). Bedarf die Motivation zur Bezeichnung *Tänzel* keiner weiteren Erläuterung, so ist dies im Falle von *Dobbisch* anders. Etymologisch liegt dem Wort *Doppisch* mittelhochdeutsches *topf(e)* zugrunde,¹⁶ das seinerzeit aus altfranzösischem *topet* (vgl. französisch *toupie*, Kreisel) entlehnt wurde und wiederum auf germanisches **topp-* (*Spitze*) zurückzuführen ist (Kluge 1995, S. 828, Deutsches Wörterbuch 1935, Bd. 11, Spalte 836–838). Da mhd. *topf(e)* offensichtlich nicht den allgemeinen Veränderungen der Hochdeutschen Lautverschiebung unterlag, liegt die Vermutung der Entlehnung in späterer Zeit nahe, und in der Tat finden sich erste Belege in der höfischen Literatur seit 1200. Im Zusammenhang mit dem Kreisel steht die germanische Basis in enger semantischer Verwandtschaft mit dem charakteristischen, spitzen Gegenstand des Spielgerätes, auf dem die Bewegung stattfindet. Die erwähnte Variation von *Tänzel* und *Dobbisch* dürfte in dieser Form inzwischen nicht mehr anzusetzen sein. Vielmehr ist davon auszugehen, dass sich bei den Kindern der Region gegenwärtig die standardsprachliche Variante *Kreisel* etabliert hat. Dies ist auch die Variante, welche die hier befragten seit 1970 geborenen Informanten ausschließlich verwenden und kennen. Zugleich zeigt sich die im

¹⁶ Es besteht Polysemie mit dem Wort *Topf*, mhd. *topf*.

Wortschatz, verglichen mit den anderen Systemebenen, verstärkte Einwirkung der Standardsprache auf den Dialekt. Weitere Hinweise zum Wortschatz sind punktuell dem südthessischen Wörterbuch (1965–2002) sowie dem pfälzischen Wörterbuch (1965–1997) zu entnehmen, auf die an dieser Stelle verwiesen sei.

4. Status und Perspektive des Dialekts

Der sozialen Komponente des Dialektes steht seine funktionale Relevanz zur Seite. Während sich gezeigt hat, dass dem sozialen Status des Dialektgebrauchs und damit der Dialektsprecher in den deutschsprachigen Gebieten mitunter nur eine untergeordnete Rolle zukommt (vgl. Barbour/Stevenson 1998, S. 115–117), hat die funktionale Relevanz im Verlaufe des 20. Jahrhunderts eine erhebliche Schwächung erfahren. Domänen, die ehemals für den Dialekt reserviert waren, wurden zunehmend von der Standardsprache erschlossen. In immer mehr situativen Verwendungskontexten werden regionalsprachliche zu Gunsten standardsprachlicher oder standardsprachenaher Muster aufgegeben. Da einer dieser Kontexte die Sozialisation, d.h. die Erziehung von Kindern darstellt, geht mit diesem pragmatischen Verlust des Dialektes eine Verringerung derjenigen Personen, die Dialekt als Primärkompetenz erworben haben, einher. Gründe für den Umbruch während des 20. Jahrhunderts sind einerseits in den allgemeinen gesellschaftlichen Veränderungen in Folge des 2. Weltkrieges zu suchen, andererseits in der Technisierung und damit einhergehend der Ausbreitung der Standardsprache über das Radio seit den 20er sowie das Fernsehen seit den 50er Jahren des vergangenen Jahrhunderts. Es wäre allerdings verfehlt, den Abbau der Dialekte mit einem allgemeinen Aussterben regionalsprachlicher Merkmale gleichzusetzen. Die zuvor angeführten Belege für systemische Optimierung oder artikulatorische Vereinfachung stehen dem entgegen. Zudem stehen jenen Sprechern, die regional markierte Formen verwenden, sprachliche Mittel zur Verfügung, sich als Mitglieder bestimmter sozialer Gemeinschaften zu definieren und zu präsentieren. In Abgrenzung zu Personen mit anderen sprachlichen Verwendungsmustern, seien es Merkmale benachbarter Orte und Dialektregionen oder Merkmale verschiedener Stile wie z.B. der Standardsprache, kommt der Sprache der eigenen Sprachgemeinschaft eine identitätsstiftende und solidarische Funktion zu. Insofern erfüllt die regionale Markierung der Sprache eine wichtige, wenngleich spezielle kommunikative Funktion. Was gegenwärtig stattfindet ist einerseits eine zunehmende situative Differenzierung regionalsprachlicher Merkmale, andererseits der Erhalt einzelner, besonders prägender Dialektmerkmale, die selbst bei intendierter Standardsprache von Sprechern verschiedener Regionen nicht abgelegt werden. Solche meist auf phonetischer und morphologischer Ebene anzusetzenden Merkmale sind es, die das eigentlich regionale Gepräge eines Sprechers ausmachen. Letztlich bedingt dies auf das Rheinfränkische und damit auf die Region um Worms bezogen, einen weitgehenden Umbau ehemals lokal dialektaler Systeme, vorab beschrieben als exklusive Kombination einzelner Dialektmerkmale hin zu regionalen Systemen, Systemen also mit erheblich größerer arealer Reichweite.

Literatur

- Mittelrheinischer Sprachatlas (MRhSA). Von: Bellmann, Günter / Herrgen, Joachim / Schmidt Jürgen Erich. Unter Mitarbeit von Georg Drenda, Heiko Girth und Marion Klenk. 5 Bände Tübingen 1994–2002.
- Mittelrheinischer Sprachatlas (MRhSA). Von: Bellmann, Günter / Herrgen, Joachim / Schmidt Jürgen Erich. Fragebuch Worms. Mainz: Manuskript ohne Jahr.
- Barbour, Stephen / Stevenson, Patrick: Variation im Deutschen. Soziolinguistische Perspektiven. Übersetzt aus dem Englischen von Konstanze Gebel. Berlin, New York 1998.
- Bescher, Hermann: Die Grundlagen der Mundartgeographie des südlichen Rheinens. Gießen 1933.

- Braune, Wilhelm / Ebbinghaus, Ernst A.: *Gothische Grammatik*. Tübingen 1981.
- Christmann, Ernst: *Der Lautbestand des Rheinfränkischen und sein Wandel in der Mundart von Kaulbach (Pfalz)*. Speyer 1927.
- Christmann, Ernst: *Sprachbewegung in der Pfalz. Richtungen und Schranken, Restformen und Restgebiete*. Speyer 1931.
- Digitaler Wenker-Atlas (DiWA). Hg. v. Jürgen E. Schmidt und Joachim Herrgen. Bearbeitet von Lameli, Alfred / Lenz, Alexandra / Nickel, Jost und Kehrein, Roland / Müller, Karl-Heinz / Rabanus, Stefan. Marburg 2001 ff. (Internetpublikation unter www.diwa.info)
- Deutscher Wortatlas (DWA). Von Walther Mitzka und Ludwig Erich Schmitt. 21 Bände. Gießen 1951–1978.
- Friebertshäuser, Hans: *Das hessische Dialektbuch*. München 1987.
- Deutsches Wörterbuch. Von Jacob Grimm und Wilhelm Grimm. Leipzig, Stuttgart 1854–1971.
- Guentherodt, Ingrid: *Der Tonhöhenverlauf bei Fragesätzen in Mundarten der Ostpfalz*. In: *Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik* 1971, 38, S. 272–295.
- Guentherodt, Ingrid: *A Prosodic Isogloss in German Dialects*. In: *Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik* 1973, 40, S. 29–35.
- Herrgen, Joachim: *Koralisierung und Hyperkorrektur. Das palatale Allophon des /ch/-Phonems und seine Variation im Westmitteleutschen*. Stuttgart 1986.
- Kettner, Bernd-Ulrich: *Niederdeutsche Dialekte, norddeutsche Umgangssprache und die Reaktion der Schule*. In: Ammon, Ulrich / Knoop, Ulrich / Radtke, Ingulf (Hg.): *Grundlagen einer dialektorientierten Sprachdidaktik*. Weinheim / Basel 1978. S. 285–312.
- Kluge, Friedrich / Seebold, Elmar: *Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache*. Berlin, New York 2002.
- Lameli, Alfred: *Standard und Substandard. Regionalismen im diachronen Längsschnitt*. Stuttgart 2004.
- Maurer, Friedrich / Szogs, Arthur: *Die Volkssprache*. In: Hoffmann, Wilhelm: *Rhein Hessische Volkskunde. Mit einem Beitrag über Volkssprache*. Bonn, Köln: Ludwig Röhrscheid 1932.
- Mottausch, Karl-Heinz: *Das Verb in der Mundart von Lorsch und Umgebung. Gegenwart und Vergangenheit*. Marburg 2002.
- Mottausch, Karl-Heinz: *Zur Geschichte der Substantivflexion im Südhessischen um Lorsch-Worms*. In *Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik* 2001, 68, S. 1–15.
- Mulch, Roland: *Sprachräume und Worträume im Rheinfränkischen*. In: Kleiber, Wolfgang (Hg.): *Symposium Ernst Christmann. Vorträge zur Dialektlexikographie, Sprachgeographie und Volksforschung des Westmitteleutschen*. Wiesbaden 1987. S. 121–146.
- Neppert, Joachim M. H.: *Elemente einer akustischen Phonetik*. Hamburg 1999.
- Paul, Hermann: *Mittelhochdeutsche Grammatik*. Neu bearbeitet von Peter Wiehl und Siegfried Grosse. Tübingen 1989.
- Pfälzisches Wörterbuch*. Begründet von Ernst Christmann. Fortgesetzt von Julius Krämer und Rudolf Post. 6 Bände. Wiesbaden, Stuttgart 1965–1997.
- Post, Rudolf: *Pfälzisch. Einführung in eine Sprachlandschaft*. Zweite, aktualisierte und erweiterte Auflage. Landau/Pfalz 1992.
- Reis, Hans: *Das Präteritum in den süddeutschen Mundarten*. In: *Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur* 1894, 19, S. 334–337.
- Rowley, Anthony: *Das Präteritum in den heutigen deutschen Dialekten*. In: *Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik* 1983, 50,2, S. 161–182.
- Schirmunski, Viktor M.: *Deutsche Mundartkunde. Vergleichende Laut- und Formenlehre der deutschen Mundarten*. Berlin 1962.
- Südhessisches Wörterbuch*. Begründet von Friedrich Maurer. Nach den Vorarbeiten von Friedrich Maurer, Friedrich Stroh und Rudolf Mulch bearbeitet von Rudolf Mulch. 5 Bände und 2 Lieferungen. Marburg 1965–2002.
- Thinnes, Norbert: *Untersuchungen zur Variation nasaler Vokale. Ein soziolinguistischer Beitrag zum Rheinfränkischen*. Wiesbaden 1981.

Wiesinger, Peter: Phonetisch-phonologische Untersuchungen zur Vokalentwicklung in den deutschen Dialekten. 2 Bde. Berlin 1970.